

## **Kirche und Familie**

### Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland

Das Thema Familie steht seit einiger Zeit wieder verstärkt im Blickfeld des gesellschaftlichen und kirchlichen Interesses. Das ist auch aus kirchlicher Sicht zu begrüßen. Allerdings ist mit dem Thema von vornherein auch eine Reihe von notwendigen Differenzierungen verbunden. So ist nahezu jeder Diskurs über das Thema Familie von einer oft unbewussten wechselseitigen Verschränkung persönlich-biografischer, empirischer, gesellschaftlich-politischer, bildungstheoretischer, kirchlicher und religionspädagogischer Perspektiven und Interessen gekennzeichnet. Mit Familie verbinden sich ganz unterschiedliche Wünsche und Projektionen. Eine große Rolle spielen dabei immer das eigene Erleben, aber auch die eigenen Sehnsüchte. Letztlich fühlen sich dabei (fast) alle als Experten. Mit der Familienthematik sind mit und neben der persönlichen Dimension immer auch andere Felder berührt wie die Arbeitswelt und die berufliche Entwicklung, insbesondere von Frauen, das weite Feld der Lebenseinstellungen und Werthaltungen sowie Erziehungs- und Bildungsfragen.

Wer sich über die Familie äußert, muss zunächst das Verständnis von Familie klären: Einigkeit besteht zumeist über die zentrale Bedeutung der Familie als grundlegende Sozialisationsinstanz. Menschen erfahren in der Familie und durch Familie die früheste und nachhaltigste Prägung ihrer Persönlichkeit. Dennoch gibt es keine allgemein anerkannte Definition.

Ein Schlüssel für heutiges Familienverständnis liegt im spezifisch geprägten Grundverhältnis zwischen den Generationen (vgl. R. Nave-Herz 2002, 15). Dabei ist nicht grundlegend, ob Kinder und Eltern leiblich sind oder nicht. Auch die gemeinsame Haushaltsführung ist kein ausschließliches Kriterium. Entscheidend sind die Generationenbeziehungen, die in der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung anschaulich werden. Diese implizieren ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, das sich in unterschiedlichen Familienformen konkretisieren kann. Auch biblisch-theologisch lässt sich konstatieren: „Da, wo Kinder geboren werden, entsteht Familie. Familie wird durch Elternschaft konstituiert.“ (Gottes Gabe und persönliche Verantwortung 1998, 36). Dabei ist dieses Kooperations- und Solidaritätsverhältnis zwischen den Generationen in den verschiedenen Phasen des Familienzyklus unterschiedlich zu bestimmen. Ist es in der Familienphase mit kleinen Kindern vorwiegend pädagogisch ausgerichtet, ändert sich das mit zunehmendem Alter der Kinder. Zwar wird für die ältere Generation der pädagogische Aspekt nie ganz unbedeutend werden, doch spielen gegenseitige Emotionalität, ökonomisches und soziales (z.B. Pflege) Aufeinanderverwiesensein oder auch räumliche Nähe eine mindestens ebenso große Rolle. Zugleich ist zu bedenken, dass Familien hinsichtlich ihrer Mehrgenerationalität heute multilokal sind.

Die Familienperspektive ist grundlegend für den gesamten Lebensverlauf. Insofern stellt sich die Herausforderung, ein familiäres Gesamtkonzept zu entwickeln. Die folgenden Perspektiven legen jedoch den Schwerpunkt auf Familien mit Kindern bis zum Abschluss ihrer Ausbildung, wohl wissend, dass auch dies nur eine tendenzielle Abgrenzung ermöglicht. Sachlich ist dies darin begründet, dass hier die grundlegenden Prägungen auch im Blick auf kirchliche Religiosität und für gelingendes Leben vorgenommen werden.

Aus familientheoretischer, empirischer, politischer und kirchlicher Perspektive wäre es durchaus plausibel und wichtig, Familien auch in späteren Familienphasen zu thematisieren, dies kann aber in dieser Stellungnahme nicht realisiert werden.

Wenn sich die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland mit dem Familienthema befasst, muss sie wissen, warum sie das tut. Dies wird in einem ersten Schritt bedacht (vgl. 1. Begründungen). Danach soll es um die Zielrichtung dieser Überlegungen gehen (vgl. 2. Zielbeschreibung), um anschließend nach grundlegenden Entwicklungstendenzen im familialen und kirchlichen Bereich zu fragen (vgl. 3. Entwicklungstendenzen). Schließlich werden mit dem Thema „Kirche und Familie“ zwei Systeme in den Blick genommen, die vielfältigen Wandlungen unterliegen. Auf dieser Grundlage soll dann nach grundlegenden Herausforderungen gefragt werden (4.), um abschließend Konsequenzen für das kirchliche Handeln aufzuzeigen. (vgl. 5. Handlungsorientierung).

Der Familienperspektive kommt bei der „Kommunikation des Evangeliums“ (E. Lange 1981) eine besondere Bedeutung zu. Familie ist nicht nur Thema für ein einzelnes Handlungsfeld, sondern betrifft die Grundlagen kirchlicher Arbeit insgesamt und bezieht viele Handlungsfelder mit ein. Ein wesentliches Ziel der folgenden Ausführungen ist es deshalb, einen umfassenden Diskussionsprozess darüber auf allen Ebenen der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland in Gang zu setzen.

Mit der Formulierung konzeptioneller Zielpunkte ist immer auch ein Blick auf die gegenwärtige Situation verbunden. Dabei geht es darum, dass die EKM „zu sich selbst ein realistisches und trotz aller ... Probleme auch gelassenes Verhältnis“ entwickelt, „das von einem grundlegenden Vertrauen auf Gott geprägt ist“ (I. Karle 2010, 73). „Die Ressourcen an Aufmerksamkeit sind begrenzt, auch in der Kirche.“ (ebd.) Dessen sollten sich alle Verantwortlichen von vornherein bewusst sein. Im Ergebnis der Diskussion sollte deshalb in Abwägung von möglichen Aufgaben und vorhandenen Ressourcen eine begründete Priorisierung der notwendigen Schritte stehen. Um dies zu befördern, liegt der Schwerpunkt der Überlegungen auf den Gemeinden vor Ort. Die überregional agierenden Akteure sind zwar im Blick, werden allerdings bei den Impulsen zur Handlungsorientierung nur teilweise berücksichtigt.

# 1. Begründungen: *Warum* dieses Thema?

## These:

*Kirchliches Handeln sollte die Familie in besonderer Weise in den Blick nehmen, weil sie eine grundlegende Sozialisationsinstanz ist. Die in der Kindheit erfahrenen Prägungen beeinflussen alle weiteren Sozialisations- und Bildungsprozesse. Darin eingeschlossen sind auch religiöse Prägungen. Die Verhältnisbestimmung von Kirche und Familie kann aus unterschiedlichen Perspektiven erfolgen, einerseits aus der Perspektive des öffentlichen Auftrags der evangelischen Kirche mit der im christlichen Glauben begründeten Verantwortung für gelingendes Aufwachsen aller Menschen und eine gelingende Gesellschaft (Leitbegriff „Gemeinwesenorientierung“), andererseits aus der Perspektive der Weitergabe des christlichen Glaubens im Generationenzusammenhang sowie der Entwicklung christlicher Gemeinde (Leitbegriff: „Gemeindeorientierung“). Beide Schwerpunktsetzungen sind jeweils theologisch und pädagogisch gut begründbar. Sie hängen miteinander zusammen, können nicht voneinander getrennt werden und bedingen sich wechselseitig. Um der gedanklichen Klarheit willen sollen sie dennoch unterschieden werden.*

## Erläuterung:

### **1.1 Das Verhältnis von Familie und Kirche aus der Perspektive des öffentlichen Auftrages der evangelischen Kirche (Leitbegriff „Gemeinwesenorientierung“)**

#### **a) Theologischer Zugang**

Bildung ist eine „evangelische Grundaufgabe“. So formuliert es die Bildungskonzeption der EKM (Kirche bildet 2006, 7; vgl. auch Kirche und Bildung 2009). Damit sich Menschen ein Leben lang „im Schutz der Gemeinschaft und in der Auseinandersetzung mit einer reichen Tradition selbst bilden“ (Kirche bildet 2006, 11) können, bedarf es grundlegender gesellschaftlicher, kultureller und politischer Voraussetzungen, die Kirche im Blick haben muss, wenn sie ihrer Bildungsaufgabe gerecht werden will. Es gehört zur gesellschaftlichen Verantwortung der Kirche, daran mitzuarbeiten, dass die Grundlagen für gelingende Bildung erhalten bleiben oder – so noch nicht gegeben – geschaffen werden.

Damit weitet die evangelische Kirche ihre Wahrnehmungsperspektive. Sie schaut nicht nur auf die explizit religiösen Aufgaben (z.B. die liturgischen und kerygmatischen) und widmet sich deren Gestaltung, sondern wendet sich im Rahmen ihrer öffentlichen Verantwortung den Fragen der Persönlichkeitsentwicklung der Menschen in der Gesellschaft insgesamt zu. Sie bekennt sich auf diese Weise zu ihrer Verantwortung für das Gelingen des Aufwachsens und damit verbunden für die Förderung gesellschaftlicher Chancengerechtigkeit, die sie gemeinsam mit anderen öffentlichen Institutionen zu unterstützen versucht. Dieses Engagement resultiert aus dem christlichen Glauben und ist sowohl schöpfungstheologisch als auch soteriologisch begrün-

det. Der Zuspruch und die Erfahrung der Liebe Gottes können das Gelingen von Beziehung und Partnerschaft fördern, indem die in der Gottesbeziehung erfahrene Annahme in der Beziehung zu anderen Menschen Gestalt gewinnen kann. Dies schließt das Gelingen von Erziehungs- und Bildungsaufgaben in Familien mit ein.

### **b) Pädagogischer Zugang**

Dass ein solches Engagement dringend geboten ist, zeigen die Ergebnisse empirischer Bildungsforschung. Zwischen familiärer Herkunft und vorhandenen Bildungschancen gibt es einen deutlich wahrnehmbaren Zusammenhang. Kinder aus sozial schwächer gestellten Familien haben zumeist wesentlich geringere Chancen, die in ihnen wohnenden Potenziale zur Entfaltung zu bringen. Dies kann einer evangelischen Kirche nicht gleichgültig sein. Deshalb wird sie sich auch in gesellschaftspolitischer Perspektive einzubringen haben, z.B. mit einem familienpolitischen Engagement für bessere gesellschaftliche Rahmenbedingungen von Familien (Betreuungs- und Bildungsinfrastruktur, Unterstützung von Familien mit kleinen Kindern, Verbesserung der gesellschaftlichen Kultur mit Blick auf eine familienfreundliche Grundstimmung). Gleichzeitig weiß sie um die Potenziale, die Familien bergen. Die von ihnen erbrachten Leistungen (z.B. die Grundlegung eines Vertrauens ins Leben bei den Heranwachsenden, intergenerationelle Leistungen durch Erziehung und Unterstützungen, nicht zuletzt in der Pflege) sind grundlegend für das Funktionieren der Gesellschaft. Ohne die familial geschaffenen „gemeinsamen Güter“ kann auch unsere Gesellschaft nicht aufrechterhalten werden.

## **1.2 Das Verhältnis von Familie und Kirche aus der Perspektive der Weitergabe des christlichen Glaubens sowie der Gemeindeentwicklung (Leitbegriff „Gemeindeorientierung“)**

Bereits die auf das Gemeinwesen ausgerichtete Perspektive lässt die Bedeutung der Familienthematik vor Augen treten und bietet wichtige Begründungsmuster, die belegen, warum die Verhältnisbestimmung „Familie und Kirche“ neu in das Zentrum des Interesses gerückt werden muss. Verstärkt wird dies durch eine mehr auf die Kirche ausgerichtete Perspektive.

### **a) Theologischer Zugang**

Auch wenn die Ehe als gute Gabe Gottes in theologisch-ethischer Perspektive als verlässlicher institutioneller Rahmen für das dauerhafte Gelingen von Familie in besonderer Weise geeignet erscheint, sollen hier in der weiteren Betrachtung in praktisch-theologischer, gemeindepädagogischer und sozialetischer Perspektive die Vielfalt der – auch in der Kirche – tatsächlich vorhandenen und gelebten Familienformen in den Blick genommen werden. An sie richtet sich der Dienst der Kirche, an sie ist verantwortliches gesellschaftliches Handeln gewiesen. Sie müssen zunächst unabhängig von normativen Vorgaben empirisch wahr und ernst genommen werden.

Unter dieser Perspektive ist daran zu erinnern, dass die Beziehungen unter Familienmitgliedern als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung dienen, indem diese in den Kategorien von „Vater“, „Mutter“ oder „Bruder“ beschrieben und damit anschaulich werden. Wer also die Familie in den Mittelpunkt rückt, nimmt auf, dass die Beziehungen in der Familie in besonderem Maße dafür geeignet zu sein scheinen, das Verhältnis Gottes zu den Menschen plausibel zu machen. Gleichzeitig wird damit markiert, dass die menschliche Grunderfahrung, unbedingt erwünscht und angenommen zu sein, in der Regel eine wichtige Grundlage für die Herausbildung einer christlichen Religiosität bildet.

## **b) Pädagogischer Zugang**

Unter pädagogischer Perspektive ist darauf hinzuweisen, dass die in der Kindheit vermittelten Basiserlebnisse sowie die dazugehörigen Interpretationsmuster ein Leben lang relevant bleiben und niemals völlig ausgeblendet oder negiert werden können. So wird beispielsweise auch Religiosität im Allgemeinen und insbesondere in ihrer kirchlich bestimmten Ausprägung stark durch das Elternhaus bestimmt. Selbst dann, wenn Personen erst im Erwachsenenalter zu einer intensiven religiösen Praxis finden, geht das oftmals mit Kindheitserfahrungen mit Religion einher. Dementsprechend klar formuliert das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD in seiner Studie „Konzentration auf die Zukunft!": „Wer in seinem Leben nicht frühzeitig als Kind oder spätestens als Jugendlicher mit Kirche, Religion und Glauben in Berührung kommt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit kaum eine Chance, in späteren Lebensjahren ein positives Verhältnis zu Kirche und Religion zu entwickeln. Dies gilt über die innere Einstellung hinaus für die Beteiligung am kirchlichen Leben überhaupt und insbesondere an den Gottesdiensten.“ (Konzentration auf die Zukunft 2007, 3). In dieser Hinsicht kommt der Elternbildung in der familienbezogenen Arbeit besondere Bedeutung zu.

Eine fehlende kirchliche oder christliche Sozialisation geht nicht zwangsläufig mit Areligiosität im Erwachsenenalter einher. Es heißt auch nicht, dass religiöse Fragen im weitesten Sinne in diesen Biographien nicht auftauchen würden. Allerdings ist eine explizit-religiöse Thematisierung dieser Fragen nur sehr selten anzutreffen. Dies liegt zum großen Teil daran, dass diese Menschen zum überwiegenden Teil in ihren Familien keinerlei Berührungspunkte zur organisierten Religion hatten. Typisch dafür ist die Äußerung einer jungen Konfessionslosen aus Dessau: „Wenn man einfach in der ganzen Erziehung gar nicht damit konfrontiert worden ist und man sich damit nicht beschäftigt und man die einzelnen Religionen nicht kennt.“ (zit. n. M. Rinn 2006, 24). Dass schon immer Konfessionslose in Ostdeutschland „religiös kaum ansprechbar“ (ebd.) sind, heißt nicht, dass dies unverrückbar so bleiben muss. Deutlich allerdings ist, dass der Ausfall einer explizit religiösen Sozialisation in der Kindheit nur schwer zu kompensieren ist.

## 2. Zielbeschreibung: Wozu dieses Thema?

### These:

*Familiales Leben ist als eigenständiger Wert zu respektieren und zu würdigen. Familie darf also nicht funktionalisiert werden, beispielsweise indem sie lediglich unter dem Gesichtspunkt der „Sicherung der Humanressourcen“ (in gesellschaftlicher Perspektive) oder der Mitgliedergewinnung (in kirchlicher Perspektive) Berücksichtigung findet. Vorwiegend in der Familie werden beispielsweise Selbstwertgefühl, eine positive Lebenseinstellung und soziales Verhalten ausgebildet. All das ist grundlegend für gelingende Bildung und für die Ausübung von Religion. Deshalb liegt das Ziel in der Stärkung der Familienbeziehungen und der Förderung der Persönlichkeit der einzelnen Familienmitglieder.*

### Erläuterung:

Aus der eingangs vorgenommenen Grundlegung ergibt sich ein praktisch-theologischer Gestaltungsspielraum. Im spezifisch geprägten Verhältnis zwischen den Generationen mit einem besonderen Kooperations- und Solidaritätsverhältnis aufgrund der biologisch-sozialen Doppelnatur (vgl. R. Nave-Herz 2002, 15) liegt ein Schlüssel für heutiges Familienverständnis. Bei einer so orientierten familienbezogenen Arbeit rücken die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander in das Blickfeld des Interesses, wobei das Wechselspiel von Gemeinschaftlichkeit und Individualität zu beachten ist. Weniger geht es in normativer Weise um die Frage nach bestimmten Familienformen. Vielmehr steht eine nüchterne Einschätzung der Chancen und Grenzen, der positiven wie negativen Seiten familialer Sozialisation im Zentrum der Überlegungen.

Eine christliche Arbeit mit Familien unter der hier skizzierten Perspektive wird vor allem zwei Felder bedenken:

- die Stärkung der Familienbeziehungen im Sinne von Verlässlichkeit, Verfügbarkeit und Vertrauen insbesondere der Mütter und Väter (und weiterhin auch anderer Erwachsener wie Großeltern und Paten) im Verhältnis zu ihren Kindern sowie
- die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung der einzelnen Familienmitglieder.

Indem sich Kirche in dieser Weise der Familie zuwendet, ergibt sich ein für die Kommunikation des Evangeliums grundlegender Anknüpfungspunkt. Denn die Familie steht bei Menschen aller Altersgruppen hoch im Kurs, und das nicht lediglich bei Älteren, sondern in allen Altersgruppen.

Der christliche Glaube ist eine identitätsstiftende Praxis. Dabei geht es nicht nur um die Vermittlung von religiösen Praktiken und Vorstellungen, sondern um die Entwicklung einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und sich deshalb frei entfalten kann. Das geschieht nicht einseitig, sondern im wechselseitigen Prozess zwischen den Be-

zugspersonen. Deshalb steht die angemessene Gestaltung der familialen Beziehungen im Zentrum einer christlichen Eltern- und Familienarbeit. Auch Familienbeziehungen müssen sich wandeln, um den einzelnen Familienmitgliedern Raum zur Persönlichkeitsentfaltung geben zu können. Die Herausforderungen unterscheiden sich dabei je nach Familienphase und den aktuellen Situationen der Familienmitglieder. Deshalb kann es nicht *ein* Angebot für die Familie, sondern nur *Angebote* für Familien geben.

### **3. Entwicklungstendenzen: Wie steht es um Familie und Kirche?**

#### **These:**

*Sowohl die Familie als auch die Kirche unterliegen Entwicklungstendenzen, die bedacht werden müssen, wenn das Verhältnis beider in den Blick genommen wird. Familie und Kirche spiegeln jede für sich immer gesellschaftliche Prozesse und Veränderungen wider und gestalten sie aktiv mit. Zugleich entwickeln sie sich für sich genommen jeweils doch auch relativ autonom. Die sie umgebenden Einflüsse werden nicht eins zu eins aufgenommen, sondern gemäß der jeweiligen Binnenlogik in einem eigenen aktiven Prozess umgesetzt. Dementsprechend lassen sich Gestaltungsräume im Verhältnis von Kirche und Familie mit Hilfe von Entwicklungstendenzen beider Sozialisationsinstanzen beschreiben. Sie markieren gleichsam die Grenzlinien, innerhalb derer handlungsorientierende Impulse gegeben werden können.*

#### **Erläuterung:**

Konzeptionelle Überlegungen entstehen nicht im luftleeren Raum, sondern haben von vornherein die jeweiligen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Die folgenden Ausführungen wollen – gleich ob dies mit gewünschten oder angestrebten normativen Vorgaben übereinstimmt – einen realistischen Blick auf Familie und Kirche wagen. Es geht um eine möglichst sachliche, nüchterne Einschätzung vorfindlicher Entwicklungen als Ausgangsbasis für die Beschreibung von Handlungsoptionen. Dabei wird bewusst der Blick geweitet.

#### **3.1 Grundlegende familiale Entwicklungstendenzen**

Gesamtdeutsch dominiert die als klassisch angesehene Form der „Normal- oder Kernfamilie“ mit verheirateten Eltern und Kind(ern). Allerdings gilt es hier zu differenzieren. Zum einen ist die Zahl der Ehepaarfamilien insgesamt rückläufig. Zum anderen zeigt sich in Ostdeutschland ein anderes Bild. Die Zahl der Alleinerziehenden und nichtehelichen Lebensgemeinschaften liegt deutlich über derjenigen im Westen. Gleichzeitig ist die Zahl der Ehepaarfamilien wesentlich geringer. Die Verknüpfung von Ehe und Elternschaft ist in Ostdeutschland bei weitem nicht mehr so klar wie in Westdeutschland zu erkennen. Man kann sogar von einer weitgehenden und fortschreitenden Entkoppelung von Ehe und Elternschaft sprechen. Die nichteheliche Familiengründung ist im Osten inzwischen mehrheitlich Realität geworden.

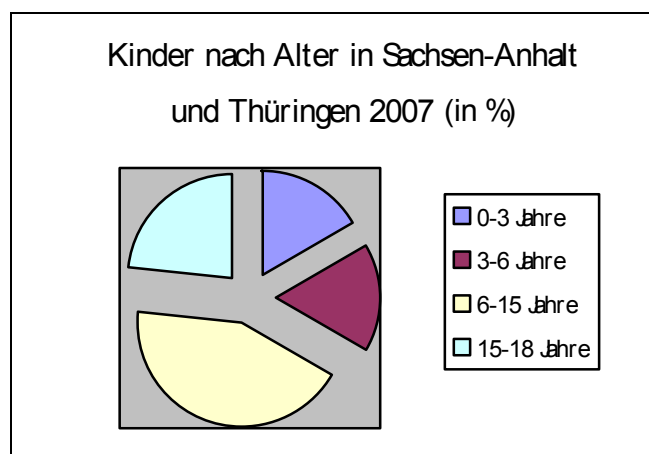
Insgesamt lässt sich für Ostdeutschland ein größeres Spektrum familialer Lebensformen konstatieren, was sich vor allem in der hohen Zahl von Alleinerziehenden (zum größten Teil allein erziehende Mütter) widerspiegelt. Aus der Sicht der Kinder ergibt sich eine leicht veränderte Perspektive. Denn auch in Ostdeutschland wachsen die meisten Kinder in Ehepaarfamilien auf. Allerdings ist dieser Prozentsatz in den ver-



gangenen Jahren immer weiter zurückgegangen. So bleibt festzuhalten, dass in Ostdeutschland für weite Kreise der Eltern und Kinder der so genannte „Normalitätsentwurf“ nicht mehr Normalität ist. Laut Siebtem Familienbericht werden etwa ein Fünftel aller Kinder in den alten und ein Drittel in den neuen Bundesländern ihre Kindheit nicht mit ihren beiden leiblichen Eltern verbringen, sondern Erfahrungen in anderen Familienformen machen und eventuell sogar mehrmals einen Wechsel zwischen verschiedenen familialen Settings bewältigen.

Die Situation in Sachsen-Anhalt und Thüringen ist durch einige Besonderheiten gekennzeichnet. So zeigt ein Blick auf die jeweiligen Altersgruppen der Bevölkerung im Vergleich zu Gesamtdeutschland vor allem Zweierlei: Einerseits ist der Anteil der Altersgruppe der 6-15-Jährigen klar niedriger. Andererseits lassen sich bereits jetzt stärker die Tendenzen einer überalterten Gesellschaft erkennen, wobei sich dieser Trend zukünftig fortsetzen wird.

Hinsichtlich des Anteils an Ausländern an der Gesamtbevölkerung gehören Sachsen-Anhalt und Thüringen mit unter 2,5% (gemeinsam mit Mecklenburg-Vorpommern und Teilen Sachsens) zu den Bundesländern mit dem geringsten Ausländeranteil (am höchsten ist er in Hamburg und Teilen Bayerns, Baden-Württembergs und Hessens mit 12,5% und mehr). Ähnlich verhält es sich mit dem Anteil an Personen mit Migrationshintergrund. Er ist zwar doppelt so hoch wie der Ausländeranteil (unter 5%), fällt aber im Vergleich zu anderen Bundesländern insgesamt niedrig aus (am höchsten liegt er in Hamburg und Nordrhein Westfalen mit 25% und mehr) (vgl. Statistisches Bundesamt 2010).



Hinsichtlich der Einordnung familialer Lebensformen im Gesamtspektrum möglicher Lebensformen fällt auf, dass der Anteil von Ein-Person-Haushalten insgesamt größer ist als der Anteil von Haushalten von Familien.

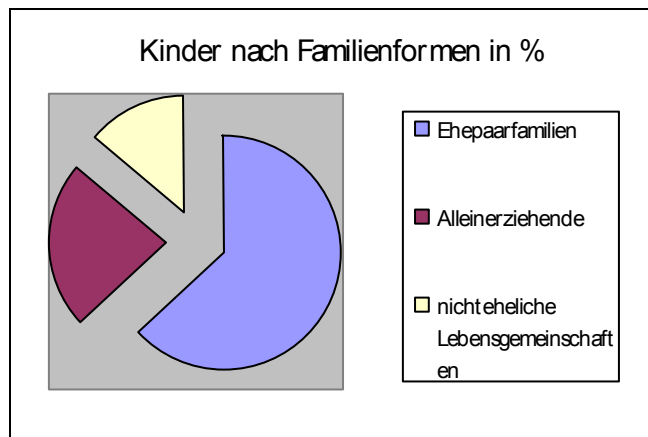
Außerdem zeigt sich eine Tendenz, die für ganz Deutschland gilt: Der Anteil der Ledigen hat im Vergleich zum Anteil der Verheirateten, insbesondere der verheirateten Eltern zugenommen.

Allerdings ging der Wandel in Ostdeutschland erheblich schneller vonstat-

ten. Damit verbunden ist eine zunehmende Differenzierung in einen Familien- und einen Nichtfamiliensektor. Einem kleineren, aber wachsenden Teil der Bevölkerung, der keine Kinder bekommt, steht ein schrumpfender Bevölkerungsteil gegenüber, der sich für Kinder entscheidet. Bei den 25- bis 29-Jährigen in Ostdeutschland hat sich innerhalb von neun Jahren der Familienanteil von 64% auf 51% verringert, bei den

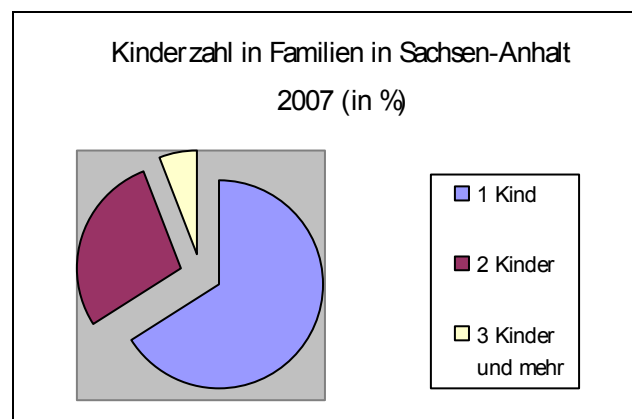
30- bis 34-Jährigen von 81% auf 66% und bei den 35- bis 44-Jährigen von 85% auf 76%.

Verbunden mit dieser Entwicklung ist, dass die Zahl der Kinder insgesamt abnimmt. Diese wachsen mehrheitlich in Ehepaarfamilien auf.



Erhellend ist ein Vergleich über die letzten Jahre hinweg. So hat der Anteil von Kindern aus Ehepaarfamilien kontinuierlich abgenommen. Hatten bisher Ehepaarfamilien deutlich mehr Kinder als Lebensgemeinschaften und Alleinerziehende, scheint sich dies jetzt zu ändern. Bei den Ein- bzw. Zwei-Kind-Familien vollzieht sich nun eine Annäherung. So haben in Sachsen-Anhalt 63,1% der Ehepaarfamilien, 64,7% der Lebensgemeinschaften und 72,9% der Alleinerziehenden ein Kind. Zwei Kinder haben 30,9% der Ehepaarfamilien, 28,1% der Lebensgemeinschaften und 21,8% der Alleinerziehenden. Dahinter steht ein Trend zu deutlich weniger Kindern – für Ostdeutschland kann man bereits von einem Trend zur Ein-Kind-Familie sprechen –, und zwar über alle familialen Lebensformen hinweg.

Von allen Familien mit ledigen Kindern in Sachsen-Anhalt hatten 2007 65,8% ein Kind, 28,4% zwei Kinder und 5,78% drei und mehr Kinder. Die durchschnittliche Familiengröße mit Kindern unter 18 Jahren betrug 2007 in Sachsen-Anhalt 3,33 Personen (Ehepaarfamilien: 3,66; Lebensgemeinschaften: 3,49; Alleinerziehende: 2,46); die durchschnittliche Kinderzahl (der Kinder unter 18 Jahren) je Familie 1,43 (Ehepaarfamilien: 1,46; Lebensgemeinschaften: 1,41; Alleinerziehende: 1,37).



Aus den sich wandelnden Familienstrukturen darf nicht automatisch auf ein defizitäres Familienerleben ihrer Mitglieder geschlossen werden. So wird beispielsweise das Familienklima in Deutschland von den Familienmitgliedern generell positiv eingeschätzt. Auch darf dadurch der Blick nicht für weitere familiale Entwicklungslinien verstellt werden: z.B. für die Zunahme der außerfamilialen Kinderbetreuung, für Veränderungen in der Wahrnehmung der Vater- und Mutter-Rolle, für die Zunahme der transkulturellen Familien (wenngleich in Ostdeutschland in deutlich geringerem Maße als in Westdeutschland), für die Einflüsse der Erwerbstätigkeit auf das Familienleben, für die Bedeutung von Großeltern beim Aufwachsen von Kindern, für die Rolle der

neuen Medien als prägende Einflussfelder im familialen Binnenraum sowie die Veränderungen in der Position von Kindern und der Profilierung des Erziehungsstils.

Alle diese Entwicklungen zeigen, dass die Familie kein Sonderraum ist, der von den Veränderungen im gesamtgesellschaftlichen Bereich unberührt bliebe. Die Grenze zwischen der Familie und ihrer sozialen Umwelt ist in den letzten Jahrzehnten immer durchlässiger geworden. Außerfamiliale Organisationsprinzipien und Wertssysteme ragen immer mehr in den Privatbereich hinein (Erfolgs- und Leistungsdruck, monetäre Steuerungsmechanismen, Sach- und Rationalitätslogiken). Der Wandel von Familie weist auch darauf hin, dass „mehr und mehr ... Organisationsprinzipien und Wertesysteme in die intimen Verhältnisse der Privatheit ein(dringen), die man traditionell als sinnfremd für das Familien- und Erziehungsleben bezeichnet hätte.“ (T. Meyer 2002b, 46).

Die Ausdifferenzierung und Enttraditionalisierung von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Vorgaben muss in den Familien kompensiert werden durch individuelle Praktiken, Routinen und Rituale. Diese sind nicht mehr vorgegeben, sondern müssen erst geschaffen werden. Davon betroffen sind nicht nur Familien in besonderen Risikolagen. Im Prinzip gilt für alle Familien in mehr oder weniger ausgeprägter Form, dass sie neue und vielfältige Gestaltungsleistungen zu erbringen haben. Familie bzw. Familienleben „geschieht“ also nicht einfach und steht somit als Ressource zur Verfügung, sondern muss selbst gestaltet und hervorgebracht werden durch mehr oder weniger bewusste und zielgerichtete Aktivitäten („doing family“). Dies gilt auch und gerade für die Familie als religiöser Sozialisations- und Lernort.

### **3.2 Grundlegende kirchliche Entwicklungstendenzen**

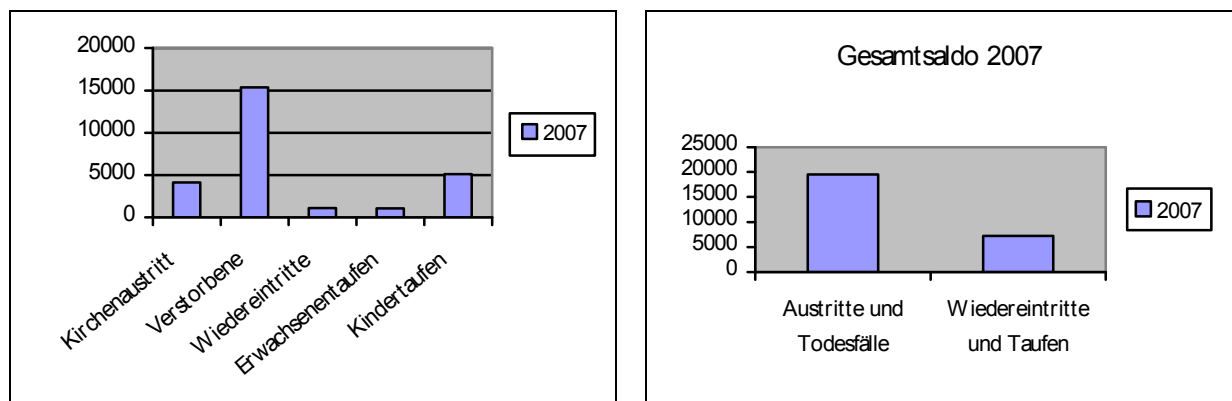
Die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland steht vor grundlegenden Herausforderungen. Innerkirchlich hat der Fusionsprozess der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen und der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen viel Kraft und Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nachdem die neuen Strukturen geschaffen sind, steht nun die Aufgabe einer konzeptionellen Neuorientierung ihrer Inhalte und Arbeitsfelder an, die bisher nur ansatzweise in den Blick genommen wurde. Grundlegend dafür wären eine realistische Einschätzung der eigenen Möglichkeiten sowie der Resonanz verschiedener kirchlicher Aktivitäten. Ohne dabei ins Detail gehen zu können, zeigen sich unterschiedliche Entwicklungstendenzen. So kann im Bereich der geteilten Bildungsverantwortung (K.E. Nipkow 1992) bei der Gestaltung des Religionsunterrichts auf leichte Wachstumstendenzen verwiesen werden. Die Zahl der Schülerinnen und Schüler, die daran teilnehmen, ist in den letzten Jahren zwar nur leicht, aber doch kontinuierlich gestiegen. Auch im gemeindlichen Bereich gibt es Aufwärtsbewegungen. So stoßen vor allem dann Aktivitäten auf positive Resonanz, wenn sie neue Wege der Partizipation eröffnen. Mit Blick auf die Arbeit der Kirchbauvereine lässt sich das gut aufzeigen. Auch erfreuen sich Kindertagesstätten sowie Schulen in evangelischer Trägerschaft einer guten Resonanz. Schwierig gestalten sich dagegen

Arbeitsfelder, die in ihrer Logik primär gemeindlich ausgerichtet sind und kirchlich schwach oder nicht Sozialisierten kaum Anschlussmöglichkeiten bieten.

Die Herausforderungen, denen sich die EKM zu stellen hat, sind immens. So ist der Prozess der Entkirchlichung in Mitteldeutschland weit vorangeschritten. Besonders deutlich wird das in weiten Teilen Sachsen-Anhalts. Im Kernland der Reformation liegt die evangelische Kirchenzugehörigkeit mit ca. 16% deutschlandweit an letzter Stelle. In Thüringen liegt sie mit reichlich 26% im ostdeutschen Vergleich an erster Stelle und gesamtdeutsch leicht unter dem Durchschnitt von 30%. Bei alledem sind regionale Unterschiede zu berücksichtigen, wobei vor allem in den Großstädten die Kirchenzugehörigkeit weit unter dem landesweiten Durchschnitt liegt.

Die Entwicklung der Kirchenmitgliederzahlen gewinnt vor dem Hintergrund der dramatischen demografischen Entwicklung in Mitteldeutschland noch einmal eine neue Intensität. Die niedrige Geburtenrate und die anhaltende Abwanderung – vor allem junger Familien mit gut qualifizierten Eltern – haben zu einer starken Überalterung der Bevölkerung insgesamt geführt, die sich unter den Kirchenmitgliedern in geradezu dramatischer Weise abbildet. Überproportional hoch ist der Anteil der Altersgruppen ab 60 Jahren.

Zukünftig ist mit einem weiteren Rückgang der Kirchenmitgliederzahlen zu rechnen. Die Gründe liegen weniger in den Kirchaustritten, obwohl diese durchaus zu beachten sind, als vielmehr in der bereits benannten Überalterung der Kirchenmitglieder und der anhaltenden Abwanderung. So verloren im Jahr 2007 die beiden Kirchen insgesamt 4.119 Mitglieder durch Kirchaustritt. 15.377 Evangelische verstarben in diesem Jahr. Dem standen 1.084 Wiedereintritte, 1.056 Erwachsenentaufen und 5.080 Kindertaufen gegenüber. Konfirmiert wurden 3.966 Jugendliche.



Die Mitgliederentwicklung, aber auch die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung, hat unmittelbare Auswirkungen auf die Finanzierungsmöglichkeiten kirchlicher Arbeit.

Bei konzeptionellen Neuausrichtungen sind diese Änderungen der strukturellen Möglichkeiten kirchlichen Handelns von vornherein sehr genau zur Kenntnis zu nehmen. Darin eingeschlossen ist auch ein realistischer Blick auf die personellen Möglichkeiten. So ist davon auszugehen, dass ein großer Teil der 3.309 Gemeinden in der EKM kaum noch über hauptamtliche Ressourcen verfügt. Leider fehlen verlässliche statistische Angaben über das personelle Potenzial im Blick auf die unterschiedlichen Arbeitsfelder kirchlichen Handelns. So kann an dieser Stelle nicht gesagt werden, wie viele Ge-

meinden überhaupt noch auf personelle Ressourcen mit Hauptamtlichen zurückgreifen können, um sich dem Feld von Familie und Kirche vor Ort in pointierter Weise zu widmen.

Einen eigenen Bereich stellen die Kindertageseinrichtungen und Schulen in evangelischer Trägerschaft dar. Sie eröffnen ganz eigene Möglichkeiten einer familienorientierten Arbeit und erreichen mit ihrem Angebot sowohl kirchennahe wie auch kirchenferne Familien. Die 350 evangelischen Tageseinrichtungen für Kinder, die sich in Trägerschaft von Kirche bzw. Diakonie befinden, sind flächendeckend im Gebiet der EKM verteilt. In einer Zusammenarbeit mit den evangelischen Kindertageseinrichtungen besteht eine große Chance für Kirchengemeinden, familienbezogene Angebote pointiert zu platzieren. Vergleichbares ließe sich auch für eine Kooperation mit Schulen in evangelischer Trägerschaft formulieren.

Darüber hinaus findet in der EKM familienbezogene Arbeit auch auf übergemeindlicher Ebene statt. Einen Überblick über die Einrichtungen der Familienbildung, der Familienberatung sowie der Familienerholung und Müttergenesung bietet das Konzeptionspapier „Im Blickpunkt: Familie“ (2007). Viele diakonische Einrichtungen (Kreisdiakoniestellen u.ä.) – insbesondere in Thüringen – haben familienunterstützende Angebote entwickelt, die über das „normale“ Beratungsangebot hinausgehen. Auch Kirchengemeinden engagieren sich in dieser Richtung. Eine Zusammenstellung der diesbezüglichen kirchengemeindlichen und diakonischen Aktivitäten existiert allerdings nicht.

Eine wichtige Aufgabe mit Blick auf eine familienorientierte Arbeit in der EKM besteht darin, die unterschiedlichen, bereits vorhandenen Angebote miteinander zu vernetzen und dies auch in den Gemeinden vor Ort angemessen zu kommunizieren. Gleichzeitig ist nach einer notwendigen Neuausrichtung sowohl auf gemeindlicher als auch auf übergemeindlicher Ebene zu fragen.

In der Summe stellt sich die – bereits seit langem im Raum stehende – Herausforderung der Gewichtung von Aufgabenfeldern. Die Ressourcen innerhalb der EKM reichen schon lange nicht mehr aus, um überall alle wichtigen Aufgaben zu bearbeiten. Das Prinzip der mit hauptamtlichen Mitarbeitern flächendeckend agierenden Kirche lässt sich nicht mehr aufrechterhalten und muss deshalb neu durchbuchstabiert werden. Auch wenn dies im Einzelnen mit großen Schwierigkeiten behaftet sein wird, steht die Herausforderung der Profilierung kirchlicher Orte (vgl. U. Pohl-Patalong 2006a). Dabei darf die Spannung zwischen gegenwarts- und zukunftsorientierter Kirche nicht einseitig aufgelöst werden. Am Beispiel der auf Familien ausgerichteten Arbeit tritt diese Spannung in aller Deutlichkeit zu Tage. In der Gegenwart dominieren die alten Kirchenmitglieder. Für die Zukunft wird jedoch grundlegend sein, dass junge Familien gestärkt und unterstützt werden, obwohl sie gegenwärtig nur einen kleinen Teil der Gemeindeglieder stellen. Für die Bearbeitung dieser Spannung könnte sich die Familienperspektive als besonders fruchtbar erweisen, weil sie beide Linien zu verbinden vermag. Sie nimmt verstärkt Familien, die noch mit ihren Kindern zusammenleben, in den Blick und bedenkt gleichzeitig, dass Eltern- und Kindschaft mit dem Auszug aus dem Elternhaus („empty nest“) nicht aufhört, sondern ein Leben lang

von Bedeutung bleibt. Besonders deutlich zeigt sich das in der Pflege der altgewordenen Eltern durch ihre Kinder.

## **4. Herausforderungen: Welche Probleme stellen sich in besonderer Dringlichkeit?**

### **These**

*Wenn evangelische Arbeit mit Familien auf die Stärkung der Familienbeziehungen zielen soll, ist zu berücksichtigen, dass die Fluktuation von Beziehungen – auch und nicht zuletzt aufgrund der gestiegenen Lebenserwartung – von Generation zu Generation gestiegen ist. Das gilt vor allem für den urbanen Bereich. Die Beziehungen werden sezieller. Die heute 30-Jährigen haben bereits mehr feste Beziehungen im Verlaufe ihres (viel kürzeren) Lebens als die heute 60-Jährigen. Die kirchliche Religiosität ist dagegen bisher stark auf kontinuierliche Beziehungsverläufe angelegt. Beispielsweise sind die Kasualien an permanenten Familienbeziehungen ausgerichtet, Brüche werden rituell kaum begleitet. Dies steht strukturell einer kirchlichen Biografiebegleitung entgegen. Darüber hinaus sind fünf aktuelle Herausforderungen von besonderem Interesse: Erwerbsarbeit, Arbeitslosigkeit, Armut, veränderte Zeitbudgets sowie die neuen Medien.*

### **Erläuterung**

#### **4.1 Herausforderungen durch Erwerbsarbeit**

Die Arbeitswelt ist von zunehmender Flexibilität und Mobilität geprägt. Das erfordert andere Formen beruflichen Engagements. Entsprechend verändern sich die Anforderungen an die Berufs- und Elternrolle, was grundsätzlich beide Elternteile, aber de facto in besonderer Weise die berufliche Entwicklung von Müttern betrifft. Die Erwerbsunterbrechungen von Müttern fallen biografisch betrachtet in einen Lebensabschnitt, in dem viele voll und kontinuierlich erwerbstätige Frauen und Männer entscheidende Weichen für ihre berufliche Zukunft stellen. Die Wahrscheinlichkeit, dass Mütter sich mit den Berufsunterbrechungen berufliche Nachteile einhandeln, ist also groß. Zwar beteiligen sich – insbesondere seit Einführung des Elterngeldes – in der Praxis auch mehr Väter (zeitlich begrenzt) an Haushaltsführung und Kinderbetreuung, dies beeinflusst ihre Verfügbarkeit für Erwerbsarbeit jedoch in der Regel kaum. Trotz der Vervielfältigung von Familienformen und trotz der Ausgliederung von Betreuungsaufgaben aus der Familie werden Erziehungs- und Pflegetätigkeiten mit zeitweisem Verzicht auf Berufstätigkeit vor allem von Frauen erwartet und auch tatsächlich geleistet. Bei der Aufgabe, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf weiter voran zu bringen, sind besonders auch die Kirche und Diakonie in ihrer Vorbildrolle als Arbeitgeberin gefordert.

Als vorteilhafte Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gelten familienfreundliche, d.h. flexible Arbeitszeiten, ein breites Kinderbetreuungsangebot für alle Altersgruppen und Regelungen zur flexiblen Nutzung der Elternzeit. Darüber hinaus schaffen Angebote an Mütter und Väter, den Arbeitsumfang der jeweiligen familiären Situation anzupassen, Wiedereingliederungsmaßnahmen, gleiche Ent-

lohnung und gleiche Aufstiegschancen im Beruf Anreize für Frauen, auch mit Kindern im Erwerbsleben zu bleiben oder möglichst bald wieder zurückzukehren. In gleicher Weise sollten Chancen und Rahmenbedingungen für Männer geschaffen werden, Familienzeit(en) besser wahrnehmen und gestalten zu können, sei es im Alltag, sei es im Rahmen der Elternzeit.

#### **4.2 Herausforderungen durch Arbeitslosigkeit**

Es ist überraschend, wie wenig gesicherte statistische Daten und andere empirische Untersuchungen es zur Frage nach der Beziehung von Arbeitslosigkeit und Familie gibt. Dabei ist offensichtlich, dass das Aufwachsen vieler Kinder insbesondere in Ostdeutschland in den letzten beiden Jahrzehnten von den mit Arbeitslosigkeit einhergehenden sozialen Folgen geprägt war. Insbesondere das endemische Auftreten in bestimmten Milieus und Wohnquartieren hat die soziale Umwelt wesentlich geprägt. Viele Kinder wachsen auf, ohne dass in ihrem unmittelbaren sozialen Umfeld der „Normalfall“ erlebbar ist, dass Menschen durch Erwerbsarbeit ihren Lebensunterhalt verdienen. Die Langzeitfolgen solcher Sozialisierung sind noch nicht absehbar.

Die Auswirkungen sind vielschichtig, besonders zu denken ist an materielle Einschränkungen. Die häufigste, nächstliegende, aber auch folgenreichste Einschränkung betrifft Ausgaben im Konsumbereich. Je länger die Arbeitslosigkeit andauert, umso weniger reicht es aus, sich nur einzuschränken und geplante oder notwendige Anschaffungen zurückzustellen. Zu beachten sind aber auch die psychosozialen Folgen. In finanzieller Hinsicht ändert sich die Situation bei Eintritt von Arbeitslosigkeit zunächst nur langsam und kaum wahrnehmbar. Der gewohnte Tagesablauf indes ändert sich schlagartig und für jedermann wahrnehmbar. Bei vielen ist ein Rückzug der Familie aus bestehenden sozialen Netzen zu verzeichnen. Auch die Beziehungen zwischen den Partnern und zwischen Eltern und Kindern werden belastet, indem – wie auch immer geartete eingespielte Rollenmuster ins Wanken geraten. Das betrifft nicht nur die bildungsferneren Schichten, sondern zunehmend auch Menschen aus der bildungsnahen Mittelschicht.

#### **4.3 Herausforderungen durch Armut**

Wenn in Deutschland von Armut geredet wird, dann ist zuerst materielle Armut gemeint: Menschen, die „unter der Armutsgrenze“ leben, also (teilweise von einer Generation in die nächste) von staatlichen Leistungen zum Lebensunterhalt leben („alte Armut“) und/oder auf dem Niedriglohnsektor tätig sind („neue Armut“, Stichwort: working poor), gelten als materiell arm. Beachtet werden müssen jedoch auch die soziale, emotionale, gesundheitliche und Bildungsarmut. Denn Armut ist „multidimensional“ (E. Grüneberg 2007, 14). Die verschiedenen Formen von Armut treten in unterschiedlicher Ausprägung und inzwischen bei allen Bildungsgraden und Berufsgruppen auf. Besonders betroffen sind alleinerziehende Frauen. Auch hat die Zahl der betroffenen Kinder in den letzten Jahren prozentual zugenommen. Hinzu kommt, dass Menschen mit Migrationshintergrund durch ihre deutlich höhere Erwerbslosen-



quote und ihren rechtlichen Status besonders gefährdet sind. Materielle Armut geht zumeist mit sozialer und Bildungsarmut einher; betroffene Kinder sind sowohl durch mangelnde materielle Versorgung als auch durch die Sprachbarriere benachteiligt. Kennzeichen jeder Form von Armut ist, dass sie die Teilhabe des Einzelnen am gesellschaftlichen Leben verhindert. Insgesamt gesehen ist es der „Mangel an Verwirklichungschancen“ (ebd.), der den Betroffenen zu schaffen macht. Neben den durch materielle Armut entstehenden und sich verstärkenden Ungleichheiten ist vor allem die ungleiche Verteilung von Bildungschancen ein Faktor, der die Lebensperspektiven und Teilhabemöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen nachhaltig beeinflusst. Armut erschwert oder verhindert gar den Zugang zu Bildung.

Hier wirken sich verschiedene Faktoren aus. Zum einen die relativ zunehmende materielle Armut von Familien, die nicht unwesentlich mit der hohen Erwerbslosigkeit einhergeht. Die psychosozialen Folgen für die Kinder sind gravierend und dies nicht nur in der Erfahrung des Mangels an Geld. Viele Kinder und Jugendliche wachsen auf, ohne die Erfahrung zu machen, dass man durch Erwerbsarbeit seinen eigenen Lebensunterhalt verdient. Grundkompetenzen wie Verlässlichkeit, Strukturierung von Zeit, Disziplin etc. stehen in der Gefahr, verloren zu gehen. Auf der anderen Seite spüren Eltern, dass sie an Autorität gegenüber ihren Kindern verlieren, weil ihnen die soziale Anerkennung durch die Erwerbstätigkeit fehlt. Dies hat gravierende Auswirkungen auf das Generationenverhältnis und damit auf die Sozialisation der Kinder. Wenn soziale Grundkompetenzen und basale Kulturtechniken nicht erlernt werden, entstehen Defizite, die nur schwer wieder auszugleichen sind. Gesamtgesellschaftlich betrachtet kommt hinzu, dass gerade in diesen Milieus die Bereitschaft, biographisch zu einem frühen Zeitpunkt und auch mehrere Kinder zu bekommen höher ist, als im Durchschnitt.

Mit den klassischen Mitteln des Sozialstaates allein, nämlich materiellen Transfers und Reformen im Schulwesen, ist Bildungsarmut nicht zu beheben. Vielmehr bedarf es der Instrumente der frühen individuellen Förderung. Da gerade die Kirche bei Bildungs-, Betreuungs- und Erziehungsangeboten im Kleinkindalter einen nicht unwesentlichen Teil der Angebote trägt, steht sie hier in einer besonderen Verantwortung. Zur Wahrnehmung dieser Verantwortung reicht es auf Dauer nicht aus, nur dort aktiv zu werden, wo die Arbeit staatlich refinanziert wird. Notwendig sind Initiativen, die diakonisches Engagement und Bildungsförderung miteinander verbinden, die materieller Armut entgegenreten und gleichzeitig die Persönlichkeitsbildung voranbringen (zu den unterschiedlichen Initiativen und Projekten vgl. z.B. Diakonisches Werk 2010 sowie [www.wege-aus-der-armut.de](http://www.wege-aus-der-armut.de)).

#### **4.4 Herausforderungen durch veränderte Zeitbudgets**

Es ist gegenwärtig zu beobachten, dass sich die Zeitbudgets von Menschen, insbesondere aber von Familien, dramatisch verändern. Subjektiv wird diese Entwicklung oft so wahrgenommen, dass man das Gefühl hat, weniger Zeit zu haben (Zeitnot). Strukturell lässt sich feststellen, dass die unterschiedlichen Zeitstrukturen verschiedener Lebensbereiche und Lebensphasen nicht aufeinander abgestimmt sind und somit

die Koordination einen erheblichen Energie- und wiederum erhöhten Zeitaufwand erfordert, so dass traditionelle Zeitmuster verschwinden und die neu entstehenden mit bestehenden Institutionen schlecht kompatibel sind (Zeitkonflikte). Die veränderten Zeitstrukturen betreffen sowohl in synchroner Perspektive die Alltagszeit als auch in diachroner Perspektive die biographischen und Familienphasen (Lebenslaufpolitik). In individuell biographischer Perspektive führt dies oft dazu, dass sich für viele nach langen Ausbildungszeiten das Zeitfenster für eine Familiengründung erst relativ spät in der Biographie öffnet und aus biologischen Gründen nur (noch) für einen begrenzten Zeitraum offen bleibt. Die Rückkehr in die Erwerbstätigkeit schließt sich für die meisten schon relativ früh an. In besonderer Weise sind davon die hoch Qualifizierten betroffen, vom Grundsatz her gilt jedoch für alle: die Biographien enttraditionalisieren und entstandardisieren sich zunehmend, es gibt biographische Brüche, die zu verarbeiten sind.

Für die kirchliche Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien ergeben sich hier neue Herausforderungen, die in einer pragmatischen Anpassung von Zeiten kulminieren.

In Hinblick auf die Alltagszeit, insbesondere von Familien, ergeben sich Schwierigkeiten, weil die Zeitstruktur vieler Institutionen noch auf die klassische Industriegesellschaft eingestellt ist und mit den Zeitbedürfnissen der Menschen, die de facto in der Dienstleistungsgesellschaft leben, nur schwer zu koordinieren sind. Am deutlichsten wird dies z.B. bei den Öffnungszeiten der Kindertageseinrichtungen, die trotz Ausweitung der Öffnungszeiten in ihrer Kernstruktur an verlässlichen Zeitstrukturen der Industriegesellschaft orientiert sind. Dies erfordert von Familien erheblichen organisatorischen Aufwand, um die Anforderungen, die z.B. an die Eltern beruflich gestellt werden, mit den Zeitmustern der unterstützenden Institutionen in Einklang zu bringen.

Eine für kirchliches Handeln besonders wichtige Konsequenz ist, dass nur das Wochenende, oder oft nur ein Tag am Wochenende, von allen geteilte Familienzeit ist. Externe Aktivitäten werden hier entsprechend reduziert. D.h. für die gemeindepädagogische Arbeit, dass zunächst ihre Angebote in der Woche gezielt an den sich verändernden Zeitstrukturen und -bedürfnissen konzeptionell zu orientieren sind, sonst wird sich unweigerlich ein stiller und schleichender Ausschluss ganzer Bevölkerungsgruppen aus den Angeboten vollziehen. Dabei ist zu bedenken, dass alle anderen zivilgesellschaftlichen Akteure wie Vereine, Gruppen und Initiativen, Musikschulen, Kinder-, Jugend- und Erwachsenenbildung ebenfalls damit zu tun haben und um die knappe Ressource Zeit konkurrieren.

Auf diesem Hintergrund sind Angebote am Wochenende konzeptionell zu überdenken. Schon jetzt ist spürbar, dass beim Zusammenschrumpfen der Familienzeit auf das Wochenende die avisierte Zielgruppe zumindest von übergemeindlichen Rüstzeit- und Bildungsangeboten fern bleibt.

Schließlich haben die hier nach- und vorgezeichneten Entwicklungen erhebliche Auswirkungen auf das Verständnis von Ehrenamtlichkeit bzw. Freiwilligenarbeit in der Kirche. Nach den relativ eindeutigen Ergebnissen der bisherigen Zeitbudgetstudien

ist es so, dass gerade die Verantwortungsträgerinnen und Verantwortungsträger in der Gesellschaft, die bislang einen erheblichen Anteil der Freiwilligen stellen, in Zukunft aus beruflichen oder familiären Gründen immer weniger die Möglichkeit haben, sich freiwillig zu engagieren. Die gegenwärtige Tendenz, im Zuge der geringer werdenden Ressourcen auf vermehrtes Freiwilligenengagement zu setzen, läuft dieser Tendenz diametral entgegen, da nur bestimmte Gruppen überhaupt noch sich freiwillig engagieren können und in vielen Bereichen dies nicht die Menschen sind, die die erforderlichen Qualifikationen mitbringen. Überspitzt könnte man sagen, dass in vielen Bereichen nur noch Beamte bzw. Angehörige des öffentlichen Dienstes die Ehrenamtlichkeit tragen können.

#### **4.5 Herausforderungen durch neue Medien**

In den Jahren vor und nach der Jahrtausendwende fand nach der flächendeckenden Verbreitung des Fernsehens ein weiterer „dramatischer Medien- und Kommunikationswandel“ (W. Klingler 2008, 625) statt. Auch das Familienleben wird davon in grundlegender Weise beeinflusst. Die sog. neuen Medien bestimmen die Interaktions- und Kommunikationsstile in der Familie mit, wobei sie je nach der Familienkonstellation unterschiedliche Funktionen erfüllen. Dabei sind es nicht primär die transportierten Inhalte, die prägend wirken. Rezeptionsästhetisch sind vor allem drei zentrale Sozialisationsaufgaben zu bedenken, die durch die neuen Medien mitgeprägt werden: die Organisation des Alltags, die Gestaltung der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sowie die Vermittlung zur außerfamilialen gesellschaftlichen Umwelt.

Viele Studien belegen, dass eine große Zahl der Kinder und Jugendlichen lange Zeiten mit Mediennutzung verbringen. Mit zunehmendem Alter verstetigt sich die Alltagseinbindung vor allem der elektronischen Medien. Neben den inzwischen schon traditionellen Nutzungsformen wie Fernsehen und Musikhören treten kommunikative und zum Teil interaktive Formen der Internet-Nutzung und Computerspiele in verschiedensten Varianten. Die wichtigste Funktion des Internet ist für alle Jugendlichen die Kommunikationspflege via Communities, Chat, Email oder Messenger. In dieser Richtung ist auch die Nutzung von Computerspielen durch Jungen zu verstehen, denn ein starkes Motiv für das Spielen solcher Spiele ist die Einbindung in die Gemeinschaft der Peers. Auch die Kontaktpflege mit entfernt lebenden Familienangehörigen ist hier zu bedenken. Dies trifft vor allem auf Jugendliche mit Migrationshintergrund zu, die angeben, Online-Computerspiele gemeinsam mit Verwandten im Herkunftsland zu spielen. Auch für Kinder und Jugendliche im ländlichen Raum eröffnen die neuen Medien Möglichkeiten, der Vereinzelung begegnen zu können.

Die mit Mediennutzung verbrachte Zeit ist enorm. Allerdings darf daraus nicht automatisch auf eine Verdrängung klassischer Medien geschlossen werden. So liest jedes zweite Kind (zwischen 6 und 13 Jahren) zumindest einmal in der Woche ein Buch, jeder zehnte Junge und jedes fünfte Mädchen liest sogar täglich oder fast jeden Tag in der Freizeit (vgl. S. Feierabend, W. Klingler 2009, 406). Mit dem Älterwerden geht die Buchnutzung dann jeweils zurück, allerdings kann sich „das Buch in der Medienkonkurrenz“ bei Jugendlichen durchaus „behaupten“ (vgl. W. Klingler 2008, 631), wobei

sich hier deutliche Unterschiede zwischen den Bildungsgängen aufzeigen lassen. Insgesamt gilt jedoch, dass die medialen Gewohnheiten der Kinder und Jugendlichen denjenigen ihrer Eltern entsprechen. Insofern verwundert es nicht, dass Lese- und Fernsehgewohnheiten von Heranwachsenden nach wie vor in hohem Maße bildungsabhängig sind (vgl. M. Jäckel, S. Wollscheid 2006, 593).

Auch die Medienthematik darf nicht einseitig in den Blick genommen werden. Mediennutzung führt nicht zwangsläufig zu dissozialem Verhalten oder kommunikativer Verarmung. Sie führt allerdings zu einer Veränderung der Kommunikationsformen, die bei zu starker Einseitigkeit auch mit problematischen Verhaltensänderungen einhergehen kann. Gerade hier stellt sich die Aufgabe, nicht nur die Medienkompetenz der Kinder und Jugendlichen, sondern auch die der Eltern zu unterstützen, wobei es nicht um pauschale Medienselbstbeschränkung gehen kann.

## 5. Handlungsorientierung: Was ist zu tun?

### These:

*Um Familien kirchlicherseits stärker zu beachten, bedarf es unterschiedlicher Maßnahmen. Dabei steht zu Beginn die Änderung der Wahrnehmungsperspektive. Sie soll mit einer Doppelthese eingefangen werden:*

- *Familien(mitglieder) sollen nicht als (potenzielle) Gemeindeglieder in den Blick genommen werden. Und:*
- *Familien(mitglieder) sollen als (potenzielle) Gemeindeglieder in den Blick genommen werden.*

*Diese Doppelthese nimmt die eingangs vorgenommene Differenzierung in der Verhältnisbestimmung unter den Leitbegriffen der Gemeinwesen- sowie der Gemeindeorientierung auf und macht deutlich, dass beide Perspektiven ihr Recht haben und nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Der christliche Glaube ist eine das ganze Leben durchziehende Dimension und darf nicht nur auf bestimmte Orte und Anlässe eingengt werden.*

*Diese am Subjekt orientierte Perspektive ist zu ergänzen durch eine an den Systemen Familie und Kirche ausgerichtete. Bei handlungsorientierenden Hinweisen sind immer auch die institutionellen Interessen zu berücksichtigen.*

*Gemeinwesenorientierte Familienarbeit wird Angebote unterbreiten, die vorrangig der Logik der Familien folgen (z.B. Hausaufgabenbetreuung, Mittagsversorgung, Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Unterstützung der Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsaufgaben). Zielpunkt ist dann, die erzieherische Kompetenz zu stärken und das familiäre Miteinander positiv zu gestalten und zu beeinflussen.*

*Gemeindeorientierte Eltern- und Familienarbeit steht primär in der Logik der Gemeinde (z.B. Familiengottesdienste) und ist auf sie bezogen. Ziel ist, die religiöse Ausdrucksfähigkeit und Identitätsbildung zu stärken und den christlichen Glauben als familienstützendes Element deutlich werden zu lassen.*

### Erläuterung:

#### 5.1 Familienbezogene Arbeit im engeren und weiteren Sinn unterscheiden

Hilfreich für die Gestaltung von familienbezogener Arbeit vor Ort auf der eben beschriebenen Grundlage kann die Differenzierung zwischen einer *familienbezogenen Arbeit im engeren und weiteren Sinn* sein. Familienbezogene Arbeit im engeren Sinn bezieht sich auf die Familienphasen von der Familiengründung bis hin zur Selbstständigkeit der Kinder. Primär, aber nicht ausschließlich geht es dabei um das Sozialsystem als Ganzes. Traditionell liegt hier der Schwerpunkt bisheriger kirchlicher Arbeit mit Familien.

Familienbezogene Arbeit im weiteren Sinn nimmt die Menschen in ihrer familialen Verankerung in den Blick, denn Eltern-, Kind- und Geschwister-Sein bleiben ein Leben

lang prägende Kategorien, wenngleich sie in ihrer Bedeutung im Lebenslauf unterschiedlich stark gewichtet werden und inhaltlich bestimmt sind. Primär stehen die Einzelnen im Fokus. Insofern handelt es sich hier um eine Perspektive, die erweiternd zu der eben genannten hinzukommt und gleichzeitig darüber hinaus weist. So lässt sich beispielsweise Seniorenarbeit unter der Familienperspektive im weiteren Sinn neu bestimmen (z.B. Großeltern-Enkel-Beziehung).

Eine solche Differenzierung kann dazu verhelfen, die unterschiedlichen Aufgabenfelder kirchlicher Arbeit in neuer Weise miteinander zu vernetzen. Gleichzeitig verhilft sie dazu, das Feld der familienbezogenen Arbeit nicht zu sehr einzuengen und nur noch Familien mit kleinen Kindern zu bedenken.

## **5.2 Familienbeziehungen in den Blick nehmen**

Grundlegend für familienbezogene Arbeit in der Kirche, ob überregional oder parochial, ist die Orientierung an den familialen Beziehungen. Nicht primär die Struktur des Sozialsystems an sich, sondern die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander sind von grundlegender Bedeutung. Die Frage der Familienformen ist sekundär. Die Rede von „der Familie“ steht prinzipiell in der Gefahr, dies zu verschleiern, weil sie stark auf ein Idealbild fokussiert ist. Theologisch und pädagogisch bzw. humanwissenschaftlich jedoch ist es angeraten, die Realität in den Blick zu nehmen. Familientheoretisch interessant ist, dass im Alten Testament die Beziehung Gottes zu seinem Volk vornehmlich in Metaphern formuliert wird, die aus dem familialen Bereich stammen. Auch Jesus verwendet die Anrede „Vater“. Gott will in Beziehung zu den Menschen sein. Das lässt sich auf der Grundlage familialer Beziehungen anscheinend besonders gut deutlich machen. Dazu müssen diese Beziehungen nicht erst in einer bestimmten Form geordnet sein.

## **5.3 Ressourcen klären**

„Familie ist die Instanz, in der die meisten Menschen ihre soziale und ethische Orientierung erfahren.“ (Kirche bildet 2006, 44) Schon deswegen sollte Kirche verstärkt die Familie in das Blickfeld des Interesses stellen. Erschwert wird die Realisierung einer solchen Zielvorgabe vor allem durch sinkende materielle und personelle Ressourcen. Insbesondere wirkt sich hinderlich aus, dass ein großer Teil von Gemeinden personell und finanziell nicht so ausgestattet ist, um familienbezogene Arbeit als eigenen Aufgabenbereich gestalten zu können. Die vorhandenen kirchlichen Strukturen sind mit Blick auf die gegebenen Herausforderungen nicht adäquat mit den dafür notwendigen Ressourcen unterlegt. Die Voraussetzung für eine Realisierung der konzeptionellen Überlegungen vor Ort bildet also eine realistische Bestandsaufnahme über die verfügbaren Ressourcen.

## **5.4 Potenziale und Wirkmöglichkeiten realistisch einschätzen**

Jede Kirchengemeinde bzw. jede Institution, die sich mit familienbezogener Arbeit befasst, sollte eine kritische Bestandsaufnahme unter dem Fokus der Familienperspektive vornehmen. Dazu gehört auch, dass nüchtern nach den Wirkungsmöglichkeiten gefragt wird. Welche sozialen Schichten werden durch die gemeindlichen Angebote tatsächlich erreicht? Welche impliziten Voraussetzungen sind mit den Angeboten verbunden? Was müssen Familien erfüllen, um die entsprechenden Angebote wahrzunehmen? Welches Familienbild prägt die Kirchengemeinde?

Gleichzeitig kann die Familienperspektive zu einer realistischen Selbsteinschätzung verhelfen. Beispielsweise wird zukünftig immer weniger mit „Geschwistereffekten“ zu rechnen sein (nach dem Motto: „...die älteren Geschwister bringen früher oder später die jüngeren mit“). Es muss jede einzelne Familie in das Blickfeld genommen werden. Gleichzeitig hält die Statistik der kirchlichen Arbeit einen Spiegel vor: Wenn in Kirchengemeinden viele Geschwisterkinder vorhanden sind, ist das ein Zeichen dafür, dass man sich hauptsächlich im kleinen Segment der verheirateten Mehrkindfamilie bewegt und eine zunehmende Gruppe von Menschen, die in anderen Familienformen leben, gar nicht erreicht.

## **5.5 Gemeindearbeit und Ehrenamt in neuer Weise denken**

Nicht nur, aber auch aufgrund knapper werdender personeller und finanzieller Ressourcen ergibt sich die Notwendigkeit, kirchengemeindliche Arbeit insgesamt ehrenamtlich stärker zu profilieren. Hier tritt ein grundlegendes Problem zu Tage: Ehrenamtliche stehen vielerorts gar nicht für zusätzliche Aufgaben zur Verfügung. Engagierte Kirchenmitglieder sind oft in mehreren Feldern aktiv und anderen erscheint die Kirche als Engagementfeld oft nicht attraktiv genug. Dabei zeigen viele Beispiele, dass freiwilliges Engagement in der und für die Kirche nicht mehr unbedingt direkt an eine formale Kirchenmitgliedschaft gekoppelt ist. Erfahrungen mit Kirchbauvereinen oder Freiwilligenagenturen zeigen allerdings interessante Perspektiven auf. Menschen sind durchaus zum Engagement für die Kirche vor Ort bereit, obwohl sie selbst nicht Kirchenmitglieder sind. Deutlich ist, dass Kirche dann an Attraktivität gewinnt, wenn sie auch Raum zum Engagement, zur Selbstverwirklichung und zur Verantwortungsübernahme bereitstellt.

Dies ist auch für familienbezogene Arbeit auszuloten. In diesem Zusammenhang stellt sich dann die Herausforderung, ehrenamtlich Mitarbeitende entsprechend zu qualifizieren und dabei auch die Frage der Qualität im Blick zu haben. Allerdings steht Kirche hier trotz mannigfacher Bemühungen noch am Anfang.

## **5.6 Anknüpfungspunkte suchen, mit Bildungseinrichtungen kooperieren**

Wenn Kirche Familien erreichen will, muss sie sich zu ihnen auf den Weg machen. Ein exponierter Punkt dafür sind Tageseinrichtungen für Kinder. Kirchengemeinden, Diakonie und sonstige kirchliche Träger sollten intensiv und selbstkritisch prüfen, welche

Chancen, aber auch welche Anforderungen mit der Trägerschaft einer Kindertageseinrichtung verbunden sind. Scheidet ein solches Engagement aus, sollten die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter vor Ort Kontakte zu Tageseinrichtungen anderer Träger knüpfen und Angebote unterbreiten, die es Familien ermöglicht, mit Religion und christlichem Glauben in Kontakt zu treten. Aufzunehmen wären hier auch Festlegungen in den Bildungsplänen für Kindertageseinrichtungen, wobei zu beachten ist, dass Programmatik und Praxis nicht immer deckungsgleich sind. (In Thüringen ist das Recht auf Religion im Bildungsplan verortet. In Sachsen-Anhalt finden sich dazu [noch] keine Festlegungen.) Eine gute Anknüpfungsmöglichkeit bieten Kirchenerkundungen (nicht Kirchenführungen!) für Kinder und deren Eltern. Auch kirchenjahreszeitlich orientierte Angebote (vor allem zu den kirchlichen Festen sowie zum Martinstag) sind hier zu nennen. Vergleichbares ließe sich auch im Hinblick auf die Schule formulieren. Der schulische Religionsunterricht ist hier ein wichtiges Verbindungsstück zwischen Schule und Kirche, darf aber nicht das einzige bleiben. Vielmehr geht es darum, das schulische Leben insgesamt in den Blick zu nehmen und nach Mitwirkungsmöglichkeiten zu suchen. Zu denken ist in diesem Zusammenhang auch an Freizeitangebote in den Ferien für Schulkinder mit verlässlicher Betreuung und auch anspruchsvollen Angeboten religiöser Bildung.

## **5.7 Stärker vernetzt arbeiten**

Familienbezogene Arbeit geschieht nicht nur in den Gemeinden vor Ort, sondern auch auf übergemeindlicher Ebene (vgl. dazu die Übersicht im Anhang). Diese unterschiedlichen kirchlichen Angebote sind stärker miteinander zu vernetzen, um eine größere Vielfalt von Angeboten und Unterstützungsmöglichkeiten für die Familien bei der Bewältigung ihrer Alltags- und insbesondere auch ihrer Bildungsaufgaben zu erreichen. Damit erweitern sich auch die Wirkmöglichkeiten übergemeindlicher Arbeitsstellen und Gemeinden vor Ort werden unterstützt und entlastet.

Gleichzeitig ist stärker als bisher aufzunehmen, dass familienbezogene Arbeit nicht nur in Kirche und Diakonie geschieht. Kommunale Stellen (Jugendämter), andere Wohlfahrtsverbände sowie freie Initiativen und Vereine widmen sich mitunter sehr engagiert und profiliert ebenfalls diesem Aufgabenfeld. Auch hier sollten Vernetzungen hergestellt werden.

Möglichkeiten der Koordination ergeben sich durch die von der Synode bereits 2006 beschlossenen „Bildungsnetzwerke“ (Kirche bildet, 50), die auf regionaler Ebene als „feste Anlaufpunkte“ mit „hohe[r] Öffentlichkeitswirksamkeit“ (ebd.) fungieren sollen. Diese Bildungsnetzwerke sollten ausgebaut oder – so noch nicht geschehen – eingerichtet werden, um Bildungsaktivitäten koordinieren und Konzepte und Handlungsstrategien in der Region entwickeln zu können. Ohne eine entsprechende Institutionalisierung der Vernetzungsperspektive steht diese in der Gefahr, in der Binnenlogik einzelner Akteure verloren zu gehen. Eine erste wichtige Aufgabe einer solchen vernetzenden Instanz bestünde in der Erarbeitung eines kirchlichen Familienatlas, in dem die unterschiedlichen Facetten familienbezogener Arbeit (Bildungs-, Beratungs-, Unterstützungsangebote) in der Kirche zur Darstellung kommen. Als Anregung dafür



kann der vom Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend 2007 (zum zweiten Mal) erarbeitete Familienatlas dienen (vgl. Bundesministerium 2007). Ein solcher kirchlicher Familienatlas könnte auch eine differenzierende Darstellung der übergemeindlichen Institutionen bieten.

## **5.8 Den Einsatz der Ressourcen klären**

Familienorientierte Gemeindegarbeit muss nicht immer viel Geld kosten. Das gilt vor allem für die Sensibilisierung hinsichtlich der Bedürfnisse von Familien. Gleichzeitig jedoch ist eine Reihe von Aktivitäten vor allem im Bereich sozialräumlicher Angebote auch mit finanziellem Engagement verbunden. Deshalb sollte ein klar definierter Teil des Haushaltes für familienorientierte Gemeindegarbeit vorgehalten werden. Damit wäre ein erster wichtiger Schritt getan.

Angesichts der nicht zuletzt aufgrund der Mitgliederentwicklung notwendigen grundlegenden Neuausrichtung kirchlicher Arbeit insgesamt wird ein solches Vorgehen jedoch nicht ausreichen. Es zeigt sich an vielen Stellen, dass klassische Felder kirchlicher Arbeit rückläufig sind. Besonders auffällig ist das bei kirchlichen Trauungen. Aber auch die Bestattungskultur ändert sich grundlegend, so dass die kirchliche Bestattung insgesamt an Bedeutung verliert. Lange Zeit konnte sich Kirche bei der Kommunikation des Evangeliums auf verlässliche Formen und Aufgabenfelder konzentrieren. Dies ist aufgrund gesellschaftlicher Wandlungsprozesse so nur noch eingeschränkt möglich. Gleichzeitig gibt es eine Fülle von Möglichkeiten, die mit den vorhandenen impliziten und expliziten Aufgabenbeschreibungen nicht genutzt werden können (z.B. religionspädagogische Arbeit in Kindertageseinrichtungen nichtkirchlicher Träger, Kooperation von Kirche und Schule, Flexibilisierung der Gottesdienstkultur). Notwendig dafür wären Modelle, mit denen die Tragfähigkeit solcher neuen Handlungsfelder getestet und mittels Evaluation auch überprüft werden. Die Familienperspektive kann sich bei einem solchen Unterfangen als äußerst hilfreich erweisen, weil sie eindrücklich vor Augen führt, in welcher Weise christliche Religion im zwischenmenschlichen Nahumfeld Relevanz gewinnt und sich nicht nur auf eine Phase im Lebenslauf bezieht.

Aus diesem Grund sollte sowohl in Sachsen-Anhalt als auch in Thüringen jeweils eine Modellregion eingerichtet werden, in dem diese Perspektive vorbereitet, umgesetzt und evaluiert wird. Dies könnten Kirchenkreise sein, die unterschiedlichen Herausforderungen gegenüber stehen (z.B. eher ländlich oder eher städtisch geprägt, eher „volkskirchlich“ oder eher kirchlich marginalisiert usw.). Die Chance für die beiden Kirchenkreise bestünde neben der Freilegung neuer Potenziale auch in einer gewissen Planungssicherheit. Diese Modelle müssten konzeptionell sorgfältig vorbereitet, begleitet und evaluiert werden.

## **5.9 Begründete Priorisierungen vornehmen**

Familienbezogene Arbeit in der Kirche umfasst ein breites Spektrum. Die wenigsten Kirchengemeinden werden über die notwendigen Ressourcen verfügen, um glei-

chermaßen gemeinwesen- und gemeindeorientiert familienbezogene Arbeit zu profilieren. Deshalb sollte in Gemeinden vor Ort wie auch den übergeordneten Stellen ein Diskussionsprozess in Gang gesetzt werden, in dem das konzeptionelle Feld in seiner Breite bedacht und dann geklärt wird, welche Aufgaben übernommen und welche nicht übernommen werden können. Dabei sind vorhandene Ressourcen und die Herausforderungen und Probleme von Familien miteinander abzugleichen. Darüber hinaus sollte Berücksichtigung finden, dass in einer Region die Breite von familienbezogener Arbeit in der Kirche Anwendung findet. Koordiniert werden könnte das in den Bildungsnetzwerken, die in jeder Region vorhanden sein sollten (vgl. Kirche bildet, 50).

### **5.10 Arbeit mit Familien auf deren Alltag beziehen**

Bei allen Überlegungen zur familienbezogenen Arbeit in der Kirche sollte im Blick sein, dass familiäre Bedürfnisse und kirchliche Angebote miteinander verknüpft werden. Kirchliche Angebote sind nur dann hilfreich, wenn sie auf den Alltag von Eltern und Kindern ausgerichtet sind und darin integriert werden können. Letztlich geht es um die Sensibilisierung für Anlässe und Situationen, die für Familien hilfreich sind (vgl. Kirche und Jugend 2010, 86). Wenn etwa kirchliche Angebote für Kinder räumlich und zeitlich so liegen, dass ein Bringen und Holen notwendig wird, werden nur die Kinder teilnehmen können, bei denen ein Elternteil zu diesem Zeitpunkt zu Hause ist. Familien und Menschen mit engen Zeitbudgets werden etwa am Sonntag durch ein zeitlich verdichtetes Angebot erreicht (familienfreundliche Sonntagskirche), mit Gottesdienst für Erwachsene und Kinder, Essen, differenzierten Angeboten für Erwachsene und Kinder im Anschluss etc.

### **5.11 Sich der Armutsfrage in neuer Weise zuwenden**

Eine besondere Herausforderung für kirchliches Handeln ist die materielle, kulturelle und soziale Armut von Kindern und Familien. Die Gemeinden, kirchlichen Einrichtungen und die Kirche im Ganzen sind aufgefordert, sensibel zu sein für Armutslagen, die nicht immer offensichtlich sind. Als erste Aufgabe stellt sich deshalb, pädagogische Fachkräfte in Bildungseinrichtungen, kirchliche Mitarbeiter und Gemeindeglieder zu befähigen, dies im konkreten Einzelfall zu erkennen und dem nach genauerer Analyse kompetent zu begegnen. Allerdings gibt es bisher kaum konzeptionelle Überlegungen, die dieses Problem in umfassender Weise aufnehmen. Ein sinnvoller Weg ist die Stärkung von Resilienzfaktoren, also von Faktoren, die dazu helfen, erfolgreich mit belastenden Lebensumständen umzugehen und eine psychische Widerstandsfähigkeit zu entwickeln. Ein gutes Familienklima sowie die Qualität und Häufigkeit gemeinsamer Aktivitäten sind solche Resilienzfaktoren. In dieser Perspektive kann Kirche in ihren unterschiedlichen Aufgabenfeldern (Kindertageseinrichtungen, sozialdiakonischen Angeboten für Familie, kirchlichen Schulen, Christenlehre, Religionsunterricht und Kinder- und Jugendarbeit) einiges beitragen. Dabei wird sie sich in lokale Bünd-

nisse für Familien einzubringen haben, um überhaupt in Kontakt mit denjenigen Familien treten zu können, die dies besonders nötig haben.

Auch hier stellt sich die Frage der Ressourcenverteilung: Wie viel investieren die Gemeinden und kirchlichen Gliederungen für die Förderung benachteiligter Kinder und die Unterstützung von Familien in schwierigen Lebenslagen, wie viel in die Erhaltung flächendeckender Gemeindestrukturen? Über das eigene Handeln der Kirche hinaus, gehört es zum Öffentlichkeitsauftrag der Kirche, der im Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums gründet, für faire Chancen für Kinder und Familien in unserer Gesellschaft einzustehen.

### **5.12 Rahmenbedingungen schaffen, die Variabilität und Individualität ermöglichen**

Die Familienperspektive birgt in sich ein Innovationspotenzial, das momentan noch zu wenig im Blick ist. Die hier vorgelegten Überlegungen markieren Eckpunkte zur Analyse und Zielbeschreibung, die regional zu konkretisieren sind. Noch nicht fixiert sind die Umsetzungsschritte. Dieser Aufgabe haben sich die kirchenleitenden Gremien anzunehmen. Von vornherein mit einzubeziehen ist dabei die Evaluation dieser Schritte.

Für die Bestimmung dessen, was die Lebenswirklichkeit heutiger Menschen prägt, scheinen die familialen Beziehungen eine besondere Rolle zu spielen. Dabei steht die Frage nach der lebenspraktischen Relevanz kirchlicher Angebote in besonderer Weise im Raum. Uta Pohl-Patalong spricht mit Blick auf die Konfirmandenarbeit von dem Ziel, die „Relevanz des Evangeliums und der kirchlichen Ausdrucksformen erfahrbar werden zu lassen und zu zeigen, welchen möglichen Lebensgewinn diese bedeuten können“ (dies., 2006b, 335). Beim Lernort Familie lässt sich zeigen, dass sich die Relevanzfrage in besonderer Weise mit zwischenmenschlichen Beziehungen verbindet.

In der Ermöglichung von Einheiten („Gemeinschaft der Glaubenden“), in den sich Menschen um das Wort Gottes versammeln, liegt ein grundlegendes ekklesiales Prinzip, das bei Strukturentscheidungen immer mit zu bedenken ist. Bei der Kommunikation des Evangeliums in diesen Einheiten kommt der Familienperspektive eine große Bedeutung zu. Bei den zu formulierenden Umsetzungsschritten muss es deshalb darum gehen, „dafür möglichst gute und erwartungssichere Rahmenbedingungen zu schaffen und sie mit viel Sinn für Variabilität und Individualität zu fördern“ (I. Karle 2010, 84). Familie darf dabei nicht lediglich als Anknüpfungspunkt auf dem Weg zur kirchlichen Gemeinschaft im Sinne heutiger institutioneller Verfasstheit verstanden werden. Vielmehr wird es darum gehen müssen, offen zu sein für neue christliche Sozialformen. Familialen Beziehungen wird dabei eine größere Rolle beigemessen werden müssen als bisher.

## Literatur:

Bertelsmann Stiftung (2008), Chancen ermöglichen – Bildung stärken, Gütersloh 2008.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005), Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven für eine lebenslaufbezogene Familienpolitik, Berlin 2005 (als pdf-Datei unter: <http://www.familienfreund.de/siebter-familienbericht.pdf>).

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (2007), Familienatlas 2007. Standortbestimmung, Potenziale, Handlungsfelder, Berlin 2007 (als pdf-Datei unter: <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Familienatlas-2007,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>).

Bundesvereinigung Evangelischer Tageseinrichtungen für Kinder e.V. (2006), Kinderarmut erkennen, wirksam handeln, Berlin 2006.

Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e.V. (Hg) (2010), Würde ist kein Almosen, Halle 2010.

Domsgen, Michael (2006), Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig 2006.

Domsgen, Michael (2007a), Welche Kirche braucht die Familie? Ansprüche und Bedürfnisse von Familien gegenüber Kirche, in: Pastoraltheologie 96 (2007), H. 9, 350-365.

Domsgen, Michael (2007b), Eltern- und Familienarbeit, in: Spann, Matthias / Beneke, Doris / Harz, Frieder / Schweitzer, Friedrich (Hg.), Handbuch Arbeit mit Kindern – Evangelische Perspektiven, Gütersloh 2007, 245-252.

Domsgen, Michael (2008), Familie, Kirchengemeinde und Kindergarten. Impulse aus der Familienperspektive, in: Praktische Theologie 43 (2008), H. 4, 292-297.

Domsgen, Michael (2009), Kindergarten und Gemeindeaufbau – wie passt das zusammen?, in: Pastoraltheologie 98 (2009), H. 1, 33-47.

Feierabend, Sabine / Klingler, Walter (2009), Kinder und Medien: Ergebnisse der KIM-Studie 2008, in: Media Perspektiven 8/2009, 398-412.

Friedrich Ebert Stiftung, Landesbüro Sachsen-Anhalt, Paritätischer Sachsen-Anhalt e.V. (2008), Kinderarmut in einem reichen Land, o.O. 2008.

Gottes Gabe und persönliche Verantwortung (1998). Zur ethischen Orientierung für das Zusammenleben in Ehe und Familie. Eine Stellungnahme der Kammer der EKD für Ehe und Familie, Gütersloh 1998.

Grüneberg, Eberhard (2007), Wenn Armut Mauern baut ... Diakoniebericht auf der Synode der Evangelischen Kirche in der Kirchenprovinz Sachsen vom 23. bis 25. Februar 2006, in: Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e.V. (Hg.), Wenn Armut Mauern baut, Halle 2007, 12-19.

Haspel, Michael (1998), „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren.“ Generationensolidarität in familialen Lebensformen der Spätmoderne in sozioethischer Perspektive, in: epd-Dokumentation 38/39 (1998), H. 1, 33-43.

Haspel, Michael (2004), Die Liebe Gottes und die Liebe der Menschen. Ehe, Lebensformen und Sexualität, in: Link-Wieczorek, Ulrike u.a. (Hg.), Nach Gott im Leben fragen: Ökumenische Einführung in das Christentum, Gütersloh/Freiburg 2004, 71-94.

- Haspel, Michael (2007), Lebensformen, in: Hübener, Britta / Orth, Gottfried (Hg.), Wörter des Lebens. Das ABC evangelischen Denkens, Stuttgart 2007, 147-151.
- Haspel, Michael (2008), Ursachen gesellschaftlicher Beschleunigung und ihre Konsequenzen für das Familiensystem, in: epd-Dokumentation 38/39, 2008, 6-8.
- Haspel, Michael (Hg.) (2008), Familien im Zeittakt? Die Referate der Tagung der Evangelischen Akademie Thüringen in Neudietendorf vom 18. bis 19. April 2008 zum Thema Zeitstrukturen des Kinder- und Familienlebens als Herausforderung für Kirche und Gesellschaft, epd-Dokumentation 38/39, 2008.
- Haspel, Michael / Meier, Christoph (Hg.) (2008), Familie auf neuen Wegen [Praktische Theologie 43 (2008), H. 4].
- Im Blickpunkt: Familie (2007). Familienbezogene Arbeit in der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland, Positionen und Impulse für eine Konzeptionsentwicklung, Neudietendorf 2007.
- Jäckel, Michael / Wollscheid, Sabine (2006), Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen im familialen Kontext, in: Media Perspektiven 11/2006, 585-594.
- Karle, Isolde (2010), Kirche im Reformstress, Gütersloh 2010.
- Kirche bildet (2006). Bildungskonzeption der Föderation Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland, o.O. 2006.
- Kirche und Bildung (2009). Herausforderungen, Grundsätze und Perspektiven evangelischer Bildungsverantwortung und kirchlichen Bildungshandelns, Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2009.
- Kirche und Jugend (2010). Lebenslagen, Begegnungsfelder, Perspektiven, Eine Orientierungshilfe des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 2010.
- Klingler, Walter (2008), Jugendliche und ihre Mediennutzung 1998 bis 2008, in: Media Perspektiven 12/2008, 625-634.
- Konzentration auf die Zukunft! (2007), Die wichtigsten Fakten zur Situation der Kirche aus kirchen- und religionssoziologischer Sicht, epd-Dokumentation 25, 2007.
- Landesjugendring e.V. (Hg.) (2008), Gemeinsames Soziales Wort zur Kinderarmut in Thüringen, Erfurt 2008.
- Lange, Ernst (1981), Versuch einer Bilanz, in: ders., Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns, hg. v. Rüdiger Schloz, München 1981, 101-129.
- Marbach, Jan H. (2003), Familiäre Lebensformen im Wandel, in: W. Bien / Ders. (Hg.), Partnerschaft und Familiengründung, Opladen 2003, 141-187.
- Meyer, Thomas (2002a), Das „Ende der Familie“: Szenarien zwischen Mythos und Wirklichkeit, in: Volkmann, Ute / Schimank, Uwe (Hg.), Soziologische Gegenwartsdiagnosen II, Opladen 2002, 199-224.
- Meyer, Thomas (2002b), Moderne Elternschaft – neue Erwartungen, neue Ansprüche, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B 22-23/2002, 40-46
- Nave-Herz, Rosemarie (2002), Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt <sup>2</sup>2002.
- Nipkow, Karl-Ernst (1992), Bildung als Lebensbegleitung und Erneuerung. Kirchliche Bildungsverantwortung in Gemeinde, Schule und Gesellschaft, Gütersloh <sup>2</sup>1992.
- Peuckert, Rüdiger (2008), Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden <sup>7</sup>2008.

- Pohl-Patalong, Uta (2006a), Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen <sup>2</sup>2006.
- Pohl-Patalong, Uta (2006b), „Möglichen Lebensgewinn zeigen“. Überlegungen zur Didaktik des Konfirmationsunterrichts, in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 58, 2006, 327–340, 335.
- Rinn, Maren (2006), Die religiöse und kirchliche Ansprechbarkeit von Konfessionslosen in Ostdeutschland, in: epdD Nr. 52, 12. Dezember 2006.
- Schmidt, Gunter u.a. (2003), Beziehungsformen und Beziehungsverläufe im sozialen Wandel, in: Zeitschrift für Sexualforsch 16 (2003), H. 3, 195-231.
- Spenn, Matthias / Keßler, Hiltrun / Land, Dorothee / Haspel, Michael (Hg.) (2008), Lernwelten und Bildungsorte der Gemeindepädagogik. Bedingungen, Bezüge und Perspektiven, Münster 2008.
- Statistisches Bundesamt (2006), Leben in Deutschland. Haushalte, Familien und Gesundheit – Ergebnisse des Mikrozensus 2005 mit Tabellenanhang, Wiesbaden 2006.
- Statistisches Bundesamt (2007), Im Osten ist der Anteil alternativer Familienformen höher als im Westen. Pressemitteilung Nr. 481 vom 28.11.2007 ([www.destatis.de](http://www.destatis.de)).
- Statistisches Bundesamt (2010), Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2009 – Wiesbaden 2010.

---

### **Mitglieder der Bildungskammer:**

Prof. Dr. Michael Domszen, Halle (Saale), Vorsitzender, Professor für Evangelische Religionspädagogik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Bernd Drößler, Erfurt, Regierungsdirektor im Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur

Albrecht Götz, Eisenach, Führungskräftetrainer bei der Robert Bosch Fahrzeugelektrik Eisenach GmbH

PD Dr. Matthias Hahn, Drübeck, Direktor des Pädagogisch-Theologischen Instituts der EKM und der Landeskirche Anhalts

Prof. Dr. Michael Haspel, Neudietendorf, Direktor der Evangelischen Akademie Thüringen

Dorothee Land, Magdeburg, Landesjugendpfarrerin und Leiterin des Kinder- Und Jugendpfarramtes der EKM

Marita Leyh, Eisenach, Referentin für Kindertagesstätten bei der Diakonie Mitteldeutschlands

Ingrid Piontek, Mühlhausen, Dozentin für Gemeindepädagogik am Pädagogisch-Theologischen Institut Drübeck

Angelika Plock, Halle (Saale), Leiterin des Ausbildungszentrums für Pflegeberufe am Diakoniewerk Halle/Saale

Susanne Raab, Jena, Schulleiterin am Christlichen Gymnasium Jena (seit Februar 2010)

Christoph Schellenberger, Pößneck, Kreisjugendwart

Matthias Spann, Münster, stellv. Vorsitzender, Pfarrer und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Comenius-Institut Münster, Evangelische Arbeitsstätte für Erziehungswissenschaft e.V.

Prof. Dr. Henning Schluß, Wien (seit September 2010), Professor für empirische Bildungsforschung und Bildungstheorie an der Universität Wien

Silvina Vieweg, Magdeburg, Referatsleiterin im Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt

OKR Christhard Wagner, Eisenach (bis Dezember 2010), Leiter des Dezernats Bildung im Kirchenamt der EKM

Prof. Dr. Michael Wermke, Jena, Professor für Religionspädagogik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Der Text wurde im Auftrag der Bildungskammer der EKM erarbeitet von der Arbeitsgruppe „Kirche und Familie“:

Prof. Dr. Michael Domsgen (Geschäftsführung, Redaktion), Prof. Dr. Michael Haspel, Marita Leyh, Albrecht Gölz, OKR Christhard Wagner (bis Herbst 2010)

An der Erarbeitung waren in einem Konsultationsprozess mit dem Beirat für familienbezogene Fragen beteiligt:

Gottfried Muntschick, CVJM Sachsen-Anhalt e.V., Ref. Familienfragen

Klaus Roes, eaf Sachsen-Anhalt e.V., Geschäftsführer

KR Gundula Bomm, eaf Thüringen e.V., Vorstand

KR Katja Albrecht, EKM Gleichstellungsbeauftragte, eaf. Sachsen-Anhalt e.V., Vorstand

Birgit Schwab-Nitsche, Diakonie Mitteldeutschlands, Kinder- Jugend- und Familienförderung